

Das Netz: Metapher und Medium

«Netz» ist eine verfängliche Metapher.

Spinnen spinnen Netze um ihre Beute zu fangen. Fischer knüpfen Netze nach dem Vorbild der Natur. Das Netz kann Falle oder Gefängnis sein.

Die Natur braucht Netze aber auch zum Überleben: Waldameisen vernetzen ihre Bauten mit Strassen über Dutzende von Kilometern, um Nahrung und genetische Kommunikation sicherzustellen. Mein Grossvater schleppte das Wildheu in Netzen vom Berg.

Netze dienen der Rettung: Den stürzenden Zirkusakrobaten fängt das Netz auf und abgestürzte Bergsteiger heben die Retter mit Netzen aus der Felswand.

Herrschaft über die Natur

Technische Netze dienen dem Menschen, wie der Technikhistoriker David Gugerli¹ zeigt, vor allem der Beherrschung der Natur durch den Menschen. «Der Umgang des 19. Jahrhunderts mit Natur kann am besten als Versuch einer systematischen Naturbeherrschung durch technische Netzwerke beschrieben werden», schreibt er in seinem Buch «Redeströme», einer Geschichte der Elektrifizierung der Schweiz. Die Vernetzung beginnt mit den geografischen Triangulationsnetzen, einem virtuellen Netz, das man über die reale Landschaft wirft. Weiter geht sie mit den Eisenbahnnetzen, den Telegrafennetzen, den Elektrischen Netzen, den Telefonnetzen und führt bis zu Internet und den zellulären Mobiltelefonnetzen.

Im Netz verstrickt

Nun befinden wir uns im 21. Jahrhundert und die Rede ist von Netzwerken wie nie zuvor. Alles vernetzt sich, von den alternativen Biobauern bis zum Technologiekonzern und den schreibenden Frauen. «Vernetzt sein» ist heute ein rundum positiv besetzter Begriff, was am allerbesten die Werbung begriffen hat. Wer nicht vernetzt ist, muss zumindest vernetzt denken.

Kürzlich wurde im Radio ein vernetzter Bergbauer vorgestellt, der seine Produkte über Internet vermarktet. Da hat man dann doch das Gefühl, das Netz sei die letzte Rettung für eine untergehende Kultur.

Doch ich gewinne immer mehr den Eindruck, nicht nur die Natur, sondern die menschliche Natur, das heisst der Mensch selber, sei von Netzwerken beherrscht, in sie verstrickt, in ihnen gefangen. So wie der Löwe in der Fabel vom Löwen und der Maus.

Die Frage ist also: Bin ich Fischer oder Fisch? Bin ich ein Fänger oder ein Gefangener? Oder beides zugleich?

Ich meine: Wir sind nicht nur vernetzt, sondern auch verstrickt. Wir sind Löwen im Netz und ob uns eine Maus rettet, wie in der Fabel, ist fraglich. (Eine Ratte nagte übrigens am 11. Oktober 1996 im Silicon Valley eine Datenleitung an und legte die Netze während 24 Stunden lahm.)

Netze dienen dem Überleben. Wie den Ameisen, den Spinnen und meinem Grossvater und seinem vernetzten Nachfolger. Schon können wir uns ein Überleben ohne Internet kaum mehr vorstellen, obwohl wir es erst seit wenigen Jahren nutzen und alle den grössten Teil unseres Lebens netzlos verlebt haben.

Vom Netz bestrickt

Ich möchte zuerst von meiner eigenen Verstrickung oder Bestrickung sprechen.

Computernetze nutze ich schon lange, Computer noch viel länger. Seit den 60er Jahren, als sie noch nicht vernetzt waren, sondern grosse, isoliert vor sich hin rechnende Maschinen.

Vor Jahren schon habe ich die Metapher geprägt: Die fesselnde Maschine. Die Maschine, die uns fesselt, in Bann schlägt, uns aber auch Fesseln anlegt. Uns an sich bindet durch Abhängigkeit. Zum Beispiel der Abhängigkeit eines Unternehmens von Computerleistung.

Computer haben mich gefesselt: Als technisches, also auch soziales Phänomen. Das Aufkommen der kleinen, persönlichen Computer um die Achtzigerjahre empfand ich als Befreiungsschlag: Demokratisierung der Computerleistung und Kompetenz. Jedermann und jeder Frau erschwinglich. Demokratisierung der Informationen und Daten. Mit BASIC hatte man die Maschine im Griff. Die Macht der grossen, alles beherrschenden Konzerne schien für einen historischen Augenblick gebrochen. Es herrschte Aufbruchstimmung in Garagen, an Universitätsinstituten und in Klassenzimmern.

Mit der Vernetzung hapert es allerdings noch. Die ersten Computernetze waren technisch und inhaltlich langweilige Gebilde. Aber man quälte sich durch Strukturen wie Comnet oder Videotex oder Multimedia Heidiland vor allem, um dabei zu sein, ja nicht durch die Maschen zu fallen.

Ein beispielhaftes technisch/soziales Experiment für diese Zeit war das 100-Millionen-Projekt der Kommunikations-Modellgemeinden KMG der damaligen PTT (ich machte da ein bisschen Begleitforschung²), das vor allem eines zeigte: Ideen wie E-Learning, E-Gouvernement, E-Commerce waren vorhanden. Ihre Umsetzung scheiterte

durchs Band an der wenig tauglichen Technik und der fehlenden Diffusion der Technik und des Know How.

FaWWWszination

Internet war dann tatsächlich ein Quantensprung. Auch für mich persönlich. Ich erinnere mich gut, wie ich 1995 eine Diskette bestellte, sie einschob, ein paar mal klickte, und dann online war. (Und mich selber im Netz fand, in Bild und Text, auf einer Bergsteiger-Site). Ein paar Wochen schlafloser Nächte folgten. Eine Euphorie wie noch nie zuvor hatte mich gepackt.

Denn ich begriff: Das ist ein neues Medium. Das ist das, worauf wir gewartet haben. Das, was man uns seit Jahren versprochen aber nie geschenkt hat. Die Faszination wischte meine Skepsis weg, die ich stets gegenüber technokratischen Lösungen empfinde.

Denn das World Wide Web, das Internet erst zum brauchbaren Netz machte, kam nicht von den Grossen, sondern von ein paar kleinen aber genialen Forschern und Tüftlern.

Das WWW war:

- **Einfach.** Einfach zu benutzen, es war einfach selber etwas zu präsentieren. Es brauchte (anfänglich) keine Handbücher, Internet war selbsterklärend.
- **Offen.** Da schien die alte aufklärerische Utopie in Griffnähe, nämlich dass alles Wissen der Welt für alle Menschen greifbar sei. Gratis und franko.
- **Billig.** Die Apparaturen und Anschlusskosten waren erschwinglich.
- **Interaktiv.** Jeder konnte sich seine Site aufbauen, jeder konnte senden und empfangen.
- **Chaotisch/kreativ.** Alles war im Fluss, die Ideen sprudelten, kickten sich gegenseitig an.
- **Ein neues Medium mit neuen Formen.** Hypertext ermöglichte das Spielen mit ganz neuen Arten von Informations- und Erzählstrukturen. Multimedial und – Schlagwort – vernetzt.

Manchmal habe ich das WWW mit einem einzigen grossen Text verglichen, an dem die ganze Welt mitschrieb. Sozusagen die Bibel des Computerzeitalters.

WWWelt im Rausch

Nicht nur ich war damals von dieser Euphorie, einem Rausch fast, erfasst. Die ganze technologisch orientierte Welt glaubte plötzlich, alles Heil im rasend wachsenden und wuchernden Cyberspace zu finden. Es bildete sich so etwas wie eine neue Religion heraus, die in der Datenwelt die Lösung aller Probleme erblickte: Eine New Economy sollte die kränkelnden ökonomischen Strukturen hinwegfegen. New Public Management und so weiter sollten alle Grenzen sprengen und die Weltgesellschaft neu organisieren. Globalisierung war das Schlagwort! Geld strömte in die Technologie, vervielfachte sich virtuell, beschleunigte, korrumpierte und zerstörte damit viele der revolutionären Qualitäten der Entwicklung.

Vision Cyberia

1996 lebte ich ein halbes Jahr in London und glaubte dort bereits die Anzeichen des Umschwungs zu erkennen. Ich besuchte oft ein Internet-Café namens Cyberia, es war eine Kultstätte damals. Es gab guten Kaffee, Kuchen, Zeitungen, Blumen auf den Tischen, eine nette Bedienung, die auch technisch Bescheid wusste, es gab Computer mit Netzzugang. Man traf Menschen, man plauderte auch real und chattete nicht nur virtuell. Eine Vision, die mir schon lange durch den Kopf geisterte, nämlich die soziale Verknüpfung von Informationstechnologie und realer Begegnung, schien da wirklich geworden.

Grosskapital und Konzerne glaubten Internet als Rettungsnetz für die ökonomischen Krisen der frühen Neunzigerjahre entdeckt zu haben, versuchten mit viel Geld aus der chaotisch-kreativen virtuellen Welt eine globale PR- und Businessmaschine zu machen.

Auch die Gründerinnen von Cyberia, Eva Pascoe und Gene Teare, witterten das grosse Geld, suchten die entsprechenden Kontakte mit Banken und scheiterten schliesslich in ihrem Anspruch, «ein Cyberia in jeder Stadt der Welt» einzurichten.

Heute finden Sie in London Internet-Salons wo ein paar hundert Leute vor ein paar hundert identischen Flachbildschirmen sitzen, in Reih und Glied und ohne Kommunikation untereinander. Keine Blumen, kein Kaffee, kein Kuchen. Das ist keine Utopie mehr, sondern eher eine negative Vision aus Orwells 1984.

Die soziale Form des Internet-Cafés hat sich allerdings andernorts noch erhalten, wie ich höre vor allem in ärmeren Gegenden der Welt, wo sich nicht jeder einen Computer oder oft nichtmal einen Telefonanschluss leisten kann. In der Altstadt von Jerusalem habe ich vor zwei Jahren noch einen so schönen Ort gefunden, geführt von einem jungen Araber. Doch wer weiss, ob es das heute noch gibt. Ich möchte es hoffen.

Mein Netz

Die bessere Welt hat das Netz jedenfalls nicht geschaffen, wie viele während ein paar euphorischer Monate glaubten – selbst ich, der notorische Skeptiker. Viele Vorteile gewiss: Ich wohne in einem Bergdorf und fühle mich doch in der Welt, recherchiere im Netz und kommuniziere mit Freunden in aller Welt, verfüge so über mein ganz privates globales Netzwerk.

Ich präsentiere Texte im Netz³, kommuniziere mit Leser/innen. Und wenn, wie kürzlich, eine Schulklasse aus Sibirien anfragt, ob sie meine Kindergeschichten im Deutschunterricht verwenden dürfe, dann freut mich das über alle Massen. Oder wenn ich in Palästina via Netz einen Freund finde, den ich vor 20 Jahren aus den Augen verlor. Oder in Israel einen Kletterpartner.

